



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuntze, F.: Ekkehard der Erste von St. Gallen und das Waltharilied

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lands in dem Prinzen Ferdinand von Koburg ein neuer Fürst gefunden worden war. Stambulows Politik läßt sich mit wenig Worten bezeichnen: Verhinderung jeder europäischen Intervention in der orientalischen Frage. Nicht ein Krieg mit der Türkei, der notwendig die Dazwischenkunft der europäischen Mächte herbeiführen würde, erschien ihm als das richtige Mittel, die Entwicklung Bulgariens zur orientalischen Vormacht zu fördern, sondern im Gegenteil ein möglichst inniges Einvernehmen mit der Türkei, durch das die europäischen Mächte ferngehalten werden konnten, Bulgarien aber Zeit und Möglichkeit geboten wurde, in den durch den allmählichen Verfall der Türkei leer werdenden Raum hineinzuwachsen. — Eine solche Politik mußte Konstantinopel für Rußland unerreichbar machen. „Rußland fand — so bemerkt Anton Springer (Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden, 1863) bei Besprechung der griechischen Frage ganz richtig — die eignen Interessen nicht minder gefährdet durch ein kräftiges selbständiges Auftreten der christlichen Völkerschaften in der Türkei wie durch eine starke und ungehinderte Pfortenregierung. Die im Glauben oder in der Abstammung verwandten Völker an der untern Donau, Rumänen und Slawen, haben den hohen Preis des russischen Schutzes erst erfahren müssen und würden die ihnen aufgedrungne Freundschaft früher und heftiger zurückgewiesen haben, wenn nicht spröder Eigenwille und sittliche Verwilderung hier stets ein wüstes Parteeleben befruchtet hätten, das dann immer wieder russischen Einflüssen den Zugang verschaffte. Das Ziel der russischen Staatsmänner blieb stets darauf gerichtet, die christlichen Stämme in der Türkei in einem Halbwesen von Knechtschaft und Selbständigkeit zu erhalten, sodaß sie, des russischen Schirmes bedürftig, sich den Wünschen des Petersburger Kabinetts gefügig zeigten, ohne aufzuhören, der Pforte Schwierigkeiten und Hemmungen zu bereiten. Sie werden nicht gänzlich fallen gelassen. Dieses verbietet die Rücksicht auf die religiösen Anschauungen im eignen Lande und auf den Machtzuwachs, der der Pforte dann zufallen würde. Sie werden aber auch an einer kräftigen selbständigen Entwicklung möglichst verhindert, damit sie nicht in politischen Dingen etwa nur das eigne Wohl befragen und schließlich den Eroberungsgelüsten Rußlands einen festern Damm entgegenstellen als bisher die Türken und Tataren.“

(Schluß folgt)



Effehard der Erste von St. Gallen und das Waltharilied



er rühmliche Eifer, den die Forschung in den letzten Jahren dem durch Scheffels Effehard weithin bekannten lateinischen Liede vom Helden Waltharius gewidmet hat, ist nicht unbelohnt geblieben. Deutlich übersieht man schon jetzt den gewonnenen Ertrag, und mit andern Augen sehen wir heute das Gedicht an als Jakob Grimm, der es vor mehr als sechzig Jahren mit andern lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts herausgegeben hat. So scheint

denn der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo es gerechtfertigt ist, auch einem größern Kreise über den Stand dieser Forschungen zu berichten. Vorausgehn mag aber das Lebensbild Ekkehards selbst, soweit sich ein solches aus der Überlieferung gewinnen läßt. Denn wenig nur ist es, was wir von Ekkehard wissen, dieses wenige aber finden wir in den *Casus monasterii S. Galli*, die von dem letzten der vier dem Kloster St. Gallen als Schüler und Brüder angehörenden Ekkeharde in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts aufgezeichnet worden sind. Ist auch diese Chronik keineswegs frei von Irrthümern, namentlich da, wo sie den Rahmen der eigentlichen Klostergeschichte verläßt, so ist sie doch für die Kulturgeschichte eine unschätzbare Quelle und da, wo es sich um die Person des ersten Ekkehards handelt, im ganzen ein zuverlässiger Führer.

In der jetzt zum Kanton St. Gallen gehörenden Grafschaft Toggenburg, die man, wenn nicht sonst woher, doch aus Schillers Gedicht „Der Graf von Toggenburg“ wenigstens dem Namen nach kennt, liegt in dem Thal, das von der rauschenden Thur durchflossen wird, das begüterte Kirchdorf Zonswil. Eine Viertelstunde davon sieht man auf hoher Felswand die spärlichen Trümmer einer Burg. Diese Burg — Zonswil genannt, wie das benachbarte Dorf — gehörte von alters her dem angesehenen Geschlechte, dem der Dichter Ekkehard entstammte. Hier hatte im Anfang des zehnten Jahrhunderts Othar seinen Sitz, der Bruder des aus der Geschichte des Klosters St. Gallen wohlbekannten Notkers, den man den Stammler oder den Heiligen nannte — als Landgraf gebot er mächtig im Lande, wußte auch das ihm zugefallne Erbgut durch Erwerbung anstoßender Ländereien zu mehren. Nach seinem Tode fiel der Besitz, da direkte Erben nicht vorhanden waren, an eine Verwandte namens Kerkhildis, und als diese den Beschluß gefaßt hatte, der Welt zu entsagen, und sich nach dem Beispiel der heiligen Wiborad und anderer in die Einsamkeit einer Büsserzelle zurückzog, um hier ihre Tage zu beschließen, legte das Kloster St. Gallen die Hand auf das Erbe, nicht ohne allerlei Streit mit Seitenverwandten der Verstorbenen, die nähere Ansprüche auf das Besitztum zu haben glaubten. Die Einkünfte des Gutes Zonswil aber wurden bald durch eine Stiftung zur Aufbesserung der täglichen Mahlzeiten im Kloster bestimmt, und es heißt, daß Ekkehard diese Bestimmung getroffen habe, sei es, daß ihm als einem Verwandten der Kerkhildis wirklich ein Teil des Erbes zugefallen war, sei es, daß er als Dekan im Namen des Klosters handelte. Das ist das erstemal, daß wir in den Annalen des Klosters Näheres von Ekkehard lesen. Bedeutender trat er später hervor, als unter dem Regiment des Abtes Kraloh (942 bis 958) das Kloster von schweren Wirren heimgesucht wurde. Aber um dies klar zu machen, ist es nötig, etwas weiter auszuholen.

Nach der gewaltigen Feuersbrunst, die im Jahre 937 fast alle Gebäude des Klosters in Asche gelegt hatte, war die Zucht unter den Brüdern, da der strengere Zusammenhalt fehlte, in starken Verfall geraten. Dem suchte Kraloh als Vorsteher des Klosters nach Kräften zu wehren, ohne jedoch bei den verwöhnten Schäflein die erwünschte Gegenliebe zu finden. Unter den Mönchen des Klosters war damals ein gewisser Viktor, der aus dem welschen Graubünden stammte, der Sprößling eines vornehmen Geschlechts, wegen

seiner Kenntnisse als Lehrer an der Schule verwandt und geachtet, aber von unbotmäßiger, trotziger Gemütsart. Mit dem Abt hatte er schon ärgerliche Händel gehabt, als dieser noch Dekan war (bei einem Streit zwischen den beiden wäre es beinahe zu Tätlichkeiten gekommen); jetzt war er erbittert gegen ihn, weil er seiner Bewerbung um die benachbarte Abtei Pfäfers entgegen getreten war. Darum schürte er die unter den Brüdern herrschende Unzufriedenheit mit allen Mitteln. Die Kunde von diesen unerfreulichen Zuständen drang über die Klostermauern weit in das Land hinein und traf auch das Ohr Ludolfs, des Sohnes Ottos des Ersten, der damals im Schwabenlande gebot. Möglich, daß auch direkte Beschwerden zu ihm gelangt waren, jedenfalls erschien er plötzlich im Kloster, um nach dem Rechten zu sehen. Nun ergriff Kraloh mit einem Getreuen unter den Brüdern und wenig Dienern die Flucht und begab sich zum König Otto, der damals in Franken weilte, worauf Ludolf, was eigentlich nicht seines Amtes war, den Bruder des Geflüchteten zum Abt ernannte. Kraloh aber hatte am Hofe Ottos keine guten Tage. Der König war ihm nicht sonderlich gewogen, besonders schlimm aber war es für den Verbannten, daß sich am königlichen Hofe Verwandte seines grimmigen Widersachers Viktor aufhielten, die nun alles taten, ihm das Leben sauer zu machen, ja es heißt, daß einer von ihnen, der das Amt des Kämmerers bekleidete, dem an die fetten Bissen des Klosters St. Gallen Gewöhnten die tägliche Kost in empfindlicher Weise geschmälert habe.

Schließlich erschien gar noch Enzilin, Viktors Oheim, der auch ehemals von Kraloh schwer gekränkt worden war, da er ihn, der als Propst der Abtei Pfäfers angehörte, hatte geißeln und absetzen lassen. Wie Viktor war er ein Zögling des heiligen Gallus und durch Kenntnisse ausgezeichnet, besonders verstand er sich auf die Kunst, lateinische Verse zu machen, und indem er seine Klagen und Beschwerden zierlich in solche zu fassen wußte, gelang es ihm, Otto, der an solchen Proben des Geistes und der Gelehrsamkeit seine Freude hatte, noch mehr gegen den verhassten Kraloh einzunehmen. Kurz, es wäre dem entthronten Abt von St. Gallen wahrscheinlich schlecht ergangen, wenn sich nicht der einflußreiche Bischof Ulrich von Augsburg, sein alter Freund und Mitschüler, für ihn verwandt hätte, derselbe Ulrich, der bald darauf seine Stadt Augsburg so tapfer gegen die Ungarn verteidigte. Er gewann durch seine Fürsprache dem Freunde die Gnade des Königs wieder und übernahm selbst die undankbare Aufgabe, den wie einen Wolf Gefürchteten zu seiner Herde zurückzuführen. Zwar dem Bischof selbst wollten die Mönche die schuldigen Ehren keineswegs versagen, ja sogar Viktor, der halsstarrigste von allen, brachte es über sich, dem angesehenen Kirchenfürsten entgegenzugehen und das Evangelienbuch zu dem üblichen Kusse darzureichen. Als aber der Abt nahte, wandte er sich trotzig um, und wiewohl ihn der Bischof bei den Haaren ergriff, um ihn zu zwingen, das heilige Buch auch seinem Begleiter zu überreichen, fügte er sich nicht, sondern warf das Buch von sich und eilte davon, sodaß der Bischof es aufheben und dem Abte zum Kusse hinhalten mußte. Nun schlossen die auffässigen Mönche das Kloster, errichteten aber schließlich, um eine Verständigung herbeizuführen, einen Ausschuß, an dessen Spitze unser

Ekkehard stand. Die andern waren Notker, wegen seiner Strenge das Pfefferkorn zubenannt, Gerald, der eifrige, langjährige Lehrer an der Klosterschule, und der nachmalige Abt Burkhard der Erste. Diese ließen den Bischof in die Kirche des Klosters ein, indem sie ihn hüten, zu den Verhandlungen auch Amalung, Ekkehards Bruder, zuziehn zu dürfen, der, wiewohl ein Laie, doch wegen seiner Gottesfurcht bei den Brüdern in besonderm Ansehen stand und als welterfahrener, beredter Mann von gewinnendem Wesen als der berufenste Mittler erschien. Nach längerer Verhandlung kam die Ausöhnung mit venia und Bruderkuß zustande: Kraloh wird vom Bischof auf den Stuhl des heiligen Benedikt gesetzt, dann wirft er sich weinend, um Verzeihung zu erflehen, nach bekannter Klosterfittte zu Boden, seinem Beispiel folgen der Bischof und die anwesenden Brüder. Es war, sagt der Berichtstatter, nach dem Anschein zu sehen, daß der heilige Geist sein Werk treibe. Amalung aber stimmte mit seiner wohlklingenden Stimme die Sequenz an: Lob sei dir, getreuer Gott, und führte sie, indem die übrigen einfielen, zu Ende. Nur Viktor hatte an diesen Werken der Liebe und Eintracht kein Gefallen. Während stürmte er, als er den verhassten Abt auf seinem Sitze sah, aus dem Saal, aber auch ihn wußte der Bischof durch klugen Zuspruch zu besänftigen.

Freilich nur für den Augenblick. Der Groll fraß weiter in seinem Herzen und brachte bald neues Unheil über das Kloster. Unfähig, das Leben unter dem Regiment des alten Abtes zu ertragen, erbat er sich Urlaub von seinem Dekan, um sich nach Pfäfers zu seinem Oheim Ezilin zu begeben, der inzwischen die dortige Abtei erlangt hatte, und entweder hier dauernd zu bleiben oder mit dem Abt Ränke gegen den gemein samen Widersacher in St. Gallen zu spinnen. Das erfuhr Kraloh und gab die Weisung, daß bewaffnete Dienstleute des Klosters dem Fliehenden unterwegs aufslauern und ihn mit Gewalt in das Kloster zurückführen sollten. In dem Handgemenge, das sich bei der Ausführung des Gebots entspann, traf Viktor den Führer der Reifigen so heftig mit einer Keule, daß dieser halbtot vom Pferde sank, wurde dann aber von dessen Begleitern ergriffen und von der wütenden Schar geblendet. An ihrem Führer und dessen Waffenträger nahmen die Verwandten des Geblendeten bald blutige Rache; im Kloster aber erhob sich, als die Sache bekannt geworden war, von neuem der allgemeine Unwille gegen Kraloh, dem man die Hauptschuld an der Untat beimaß; und da auch die aufgebrachten Verwandten Viktors ihn mit ihrer Rache bedrohten, konnte er nicht mehr wagen, das Kloster ohne den Schutz Bewaffneter zu verlassen. Zwar erbot er sich, durch einen feierlichen Eid am Altar des heiligen Gallus seine Unschuld zu bekräftigen, aber die Sache wurde einstweilen vertagt, und noch ehe er den Reiniigungseid leisten konnte, starb er, von beständiger Angst vor Nachstellungen gepeinigt, in dem benachbarten Herisau, wohin er sich zurückgezogen hatte, weil er sich im Kloster nicht mehr sicher fühlte. Als König Otto sein Ableben erfuhr, soll er gesagt haben: So ist denn der Blender seiner Mönche gestorben! Ist die Äußerung wahr, so beweist sie, daß Ottos Abneigung gegen den Abt auch damals noch nicht geschwunden war, aber aus seinem ganzen Verhalten muß man auch entnehmen, daß ihm die Zucht in den Klöstern nicht

allzusehr am Herzen lag. Übrigens scheint auch Egkhard's Darstellung der ganzen Angelegenheit nicht ganz unparteiisch zu sein: was Kraloh gegen Viktor unternommen hat, war doch eigentlich nicht mehr, als seine Amtspflicht gebot, und daß der Überfall so blutige Folgen hatte, nicht seine Schuld. Aber Egkhard der Vierte war ein entschiedner Gegner der Cluniacensischen Reform, die zu seiner Zeit auch in den deutschen Klöstern eifrig betrieben wurde, und es scheint fast, als ob er seine Abneigung gegen die auf die Erneuerung der alten strengen Klosterzucht gerichteten Bewegung auch auf deren Vorläufer übertragen hat. Wie dem aber auch sein mag, immerhin gewährt die oben erzählte Episode aus der Geschichte St. Gallens einen lehrreichen Einblick in die Verhältnisse des Klosters und ist ein denkwürdiges Zeit- und Sittenbild.

Der unglückliche Viktor aber wurde von dem Arzt des Klosters, Notker Pfefferkorn, geheilt und erhielt später von dem Bischof Erchambald von Straßburg (965 bis 991) einen Ruf, die Schule des Domstifts zu leiten. Er hat auch hier viele Jahre lang erfolgreich gewirkt und die Schule zu hoher Blüte gebracht, nach Erchambald's Tode aber begab er sich in die Einsamkeit der Vogesen, bezog in der Nähe des „Langen Meeres“ (Longemer) bei der sogenannten Schlucht (eine Gegend, die heute wieder von unzähligen Reisenden aufgesucht wird) eine durch den Tod ihres Inhabers frei gewordne Klause und beschloß als Einsiedler seine Tage, von der umwohnenden Bevölkerung als Heiliger verehrt. Sein Grabmal hat der Erzähler dieser Vorfälle, Egkhard der Vierte, dort mit eignen Augen gesehen. Im Jahre 1830 aber ist in der Einsiedlerkapelle bei Gerardmer ein Gewölbe geöffnet und darin ein Skelett, umschlungen von der eisernen Bußkette der St. Gallener Benediktinermönche, gefunden worden.

Kurz vor seinem Ende hatte Kraloh Egkhard den Ersten zu seinem Nachfolger bestellt. Dieser übernahm deshalb nach dem Ableben des Abts unter Zustimmung aller Brüder die Verwaltung der Abtei, in der sichern Erwartung, daß der König die Wahl bestätigen würde. Aber noch ehe die Sache erledigt werden konnte, hatte er einen Unfall, der seine und der Brüder Hoffnung vereitelte. Auf dem Glatteis stürzte er, als er ausreiten wollte, vor dem Tore des Klosters mit dem Pferd und brach das Schienbein. Der Bruch heilte schlecht, sodaß er zeitlebens lahm blieb. Infolgedessen wurde Burkhard, ein Verwandter des Königs (nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter, der später als Knabe die in den Casus so hübsch erzählte Unterredung mit der Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel hatte), zum Inhaber der höchsten Würde des Klosters erkoren und von Otto bestätigt.

Trotzdem blieb Egkhard's Einfluß ungeschmälert. Mit Erlaubnis und Unterstützung des neuen Abtes errichtete er eine Kapelle und stattete diese mit den Reliquien des Täufers Johannes aus, die er, als er vor Jahren in Rom weilte, vom Papst Johannes dem Zwölften, dessen besondrer Liebling er war, als Geschenk erhalten hatte; durch ihren Anblick war er selbst, da er in der Tiberstadt am Fieber krank danieder lag, gerettet worden. Seine Milde und Freigebigkeit waren im Kloster bekannt und gerühmt, auch den Abt soll er in diesem Sinne beeinflusst haben, sodaß der Kämmerer Richere, dem die Ver-

waltung des Klosterguts und die Verteilung der Almosen oblag, diesem oftmals Vorwürfe über seine Verschwendung machte, worauf sich dann der Abt auf den Dekan Ekkehard als seinen Freund und Helfers Helfer im Wohltun zu berufen pflegte.

Ekkehards Name ist auch mit der oft nacherzählten Anekdote von dem Landstreicher verknüpft, der, indem er sich lahm stellte, die Gastlichkeit des Klosters in Anspruch nahm. Ihm wurde auf Ekkehards Geheiß ein warmes Bad bereitet, und da ihm das Wasser zu heiß war, so schrie er laut in seiner welschen Sprache: *ei mihi, cald est, cald est*, worauf der Diener, der das Bad zurichtete, in der Meinung, der Fremde sei ein Deutscher und beklage sich über die Kälte des Wassers — aber auch nicht ohne einen Zusatz von Bosheit, weil er sich ärgerte, daß er den dicken Kerl auf seinem Rücken in das Badezimmer hatte schleppen müssen —, heißes Wasser herbeitrug und solches in Strömen in die Badewanne goß. Da sprang der Fremde, seine Lähmung vergessend, aus der Wanne heraus und suchte, der Tür zuweilend, das Weite, während der Diener, da er den Betrug erkannt hatte, dem Fliehenden nachsprang und ihm mit einem halbglühenden Holzscheit, das er dem Feuer entrißen hatte, ungezählte Streiche aufmaß. Von dem Lärm herbeigerufen erschien dann Ekkehard, wehrte dem Wütenden und ließ den betrügerischen Schelm laufen. Vier Neffen hat Ekkehard dem Kloster zugeführt, darunter Ekkehard den Zweiten, der die Herzogin Hadwig im Lateinischen unterrichtet hat — dann ist „der edle Weinstock, der solche Schößlinge entsandte, selbst in guter Reife am Tage des heiligen Felix (14. Januar 973) eingeharbstet worden.“ Groß war die Klage um den allseits verehrten Mann. Weinend ging Immo, Ekkehards Nachfolger im Dekanat und später des Klosters Abt, als der Leichnam auf der Bahre lag, beiseite und rief laut: „Sieh, Herr, und betrachte, wen du so eingeharbstet hast.“

Das ist so ziemlich alles, was wir von dem Leben Ekkehards wissen, der den Namen seines Klosters so berühmt gemacht hat. Auch von seinen Dichtungen ist nicht alles erhalten: seine Hymnen und Sequenzen sind verschollen, dagegen strahlt sein *Waltharius manu fortis* noch heute in unvergänglichem Glanz und ist seit Scheffels Ekkehard auch in der kleinsten Bücherei zu finden. In den Schulen wird Ekkehards Name neben dem seines Zeitgenossen, des großen Königs aus dem Sachsenstamme, genannt, und in jedem Handbuch der Literaturgeschichte steht zu lesen, daß Ekkehard von St. Gallen den *Waltharius* in der Jugend gedichtet hat. So ist es, der *Waltharius* ist kein Werk des reifen Alters, sondern auf der Schulbank verfaßt, ein *debitum magistro*, wie man sich in der Klostersprache ausdrückte. Ein Exemplar dieses Gedichts gelangte wenig Jahre vor oder nach Ekkehards Tode nach Straßburg, es wurde dem Bischof Erchambald übersandt mit einer in lateinischen Hexametern abgefaßten Widmung, als deren Verfasser sich *Geraldus* nennt, ohne jedoch von seiner Persönlichkeit etwas andres anzugeben, als daß er ein *fragilis peccator*, d. h. ein alter sündhafter Mann, und ein *certus corde et fidelis alumnus*, d. h. in der Sprache des Mittelalters ein treuer und ergebener Diener seines hochmächtigen Gönners sei. Ekkehards Name wird in der Widmung gar nicht genannt, und so hat man denn schon früh angenommen, der Ver-

fasser der Widmung sei, wenn nicht der Verfasser des Gedichts, so doch bei dessen Abfassung wesentlich beteiligt; ja man hat diesen Gerald gar nicht in St. Gallen, sondern in Mainz gesucht und vermutet, mit dem in der Widmung genannten Erchambald sei nicht der Straßburger Bischof, sondern ein anderer Erchambald gemeint, der später (1011 bis 1020) in Mainz auf dem erzbischöflichen Stuhle saß. Das natürlichste und deswegen auch das wahrscheinlichste ist aber doch, was unter andern von Scheffel in seinen prächtigen Erläuterungen zu seiner und Holders Ausgabe des Waltharius geäußert und ausführlich begründet worden ist, daß der sich Gerald nennende Verfasser der Widmung kein anderer sei als der schon von uns unter den Gegnern des Abts Kraloh aufgezählte Mönch des Klosters St. Gallen, der dort zeit lebens als Lehrer gewirkt hat und als hochbetagter Greis gestorben ist. Er wird, wenn auch nicht viel älter als Ekkehard, doch dessen Lehrer gewesen sein, er mag Ekkehard zu seiner Schulübung ermuntert haben, er wird das dictamen debitum magistro nach der Sitte der Zeit als Lehrer mit andern Schülerarbeiten in seine Obhut genommen und aufbewahrt haben und aus diesem Schatze, der *larga cura*, wie es in der Widmung heißt, eine Abschrift nach Straßburg gesandt haben. Auch die Veranlassung zu der Sendung läßt sich leicht erraten. Der geblendete Viktor mag dem Straßburger Bischof, der ein Freund der schönen Wissenschaften war und sich selbst in lateinischer Verkunst versucht hat, von dem Gedicht des St. Galler Mönchs erzählt und das Verlangen, es zu erhalten, erregt haben. Er könnte auch die Absendung der Abschrift vermittelt haben.

Daß Gerald als Ekkehards Lehrer dessen Gedicht durchgesehen und verbessert habe, ist vielfach angenommen worden, es ist ja auch möglich; immerhin werden die Änderungen nicht von Belang gewesen sein, umsoweniger, als Gerald nach der erwähnten Widmung zu urteilen kein großer Meister in der lateinischen Sprache und Verkunst gewesen ist. Dagegen ist einige Jahrzehnte später das Gedicht, wie es scheint, in durchgreifender Weise überarbeitet worden, und zwar von keinem andern als dem vierten Ekkehard, den wir als den Verfasser der St. Galler Chronik schon mehr als einmal genannt haben. Er habe, so erzählt er selbst, das von Ekkehard mit unsicherer Kunst (*vacillanter*) entworfne Schulgedicht auf Geheiß des Erzbischofs Aribo von Mainz, von dem er als Vorsteher der dortigen Schule berufen war, nach bestem Kennen und Können verbessert. Er fügt dann hinzu, wie schwer es dem Deutschen werde, Latein zu schreiben, und warnt besonders vor dem Grundsatz, den ungeschickte Lehrer ihren Schülern einprägen, daß es geraten sei, zunächst den auszudrückenden Gedanken in gutem Deutsch zu gestalten und dann die Worte in derselben Reihenfolge ins Lateinische zu übertragen. In welchem Maß er selbst dann der an sich richtigen Norm, die sich aus der negativen Fassung des Gedankens leicht ergibt, bei der Korrektur der Dichtung seines Namensvetters gefolgt ist, können wir nicht entscheiden, da uns die Rezension verloren ist. Aber man kann sich ungefähr ein Bild von der Art der Bearbeitung machen, wenn man zu dem vorhin Gesagten noch die Grundsätze hält, die derselbe Ekkehard in einer poetischen Epistel an den Bruder Immo, den nachmaligen Abt des Klosters Gregorienmünster im Elsaß, über lateinische

Verkünft ausgesprochen hat. Er empfiehlt darin vor allem die sorgfältigste Wahl des Ausdrucks: die ungewöhnlichen Worte sollen statt der gewöhnlichen stehn, sodaß etwa für *gemiini bini*, für *pulcher serenus* oder *laetus*, für *nobile stemma*, für *locus pulcher paradysus* gesetzt wird. Vor Teutonismen soll sich der Poet in acht nehmen, immer soll er der Vorschriften des Donat eingedenk sein und sein Augenmerk auf die Einflechtung zierlicher Redebumen richten; Verse wie der folgende: „*sit fomes vitae eibus hic nectarque cupitae*, d. h. Speise und Trank möge der Zunder des erwünschten Lebens sein,“ gelten dem Verfasser der Epistel als Muster des figürlichen Ausdrucks. Das sind Grundsätze, wie sie ähnlich zu allen Zeiten des sinkenden Geschmacks gepredigt und geübt worden sind, und man denkt, wenn man sie liest, unwillkürlich an die Künsteleien der Meistersänger oder an die Verftiegenheit des sogenannten Marinismus, und wenn Ekkehard wirklich bei der Korrektur des Gedichts, was doch am Ende anzunehmen ist, diese Stilgesetze zur Richtschnur genommen hat, so hat er eine Verschlimmbesserung geliefert, über deren Untergang man nicht gerade zu klagen braucht, wenn auch der Philolog im Interesse seiner Wissenschaft den Verlust bedauern mag.

Woher hat denn nun Ekkehard den Stoff zu seinem Gedicht? Diese Frage wird sich jedem Leser aufdrängen. Denn daß der Klosterschüler von St. Gallen, wenn auch allerlei Nebenwerk, doch die Grundzüge der Fabel, die Vergeißelung der Königsfinder, ihre Flucht, Walthers Kämpfe am Wasgenstein, nicht selbständig erfunden hat, liegt auf der Hand. Man hat deshalb nach Jakob Grimms Vorgang allgemein angenommen, daß die Verse Ekkehards im engen Anschluß an eine alte stabreimende Dichtung entworfen worden seien. Sicherlich hat es solche Dichtungen auch in Deutschland gegeben, ebensogut wie in England, wo im achten Jahrhundert der „*Baldere*“ (d. h. Walthar) entstanden ist, von dem heute noch zwei kleinere Bruchstücke vorhanden sind. Und möglich ist es auch, daß sich trotz der Verfolgung, die auf Ludwigs des Frommen Geheiß gegen die altdeutsche, aus dem Heidentum stammende Dichtung unternommen worden ist, ein Exemplar eines alten Walthariliedes nach St. Gallen gerettet hat und dort nach dem Sage: andre Zeiten, andre Lieder sorgsam gehegt und gepflegt worden ist. Man hat deswegen im Texte des Waltharius eifrig nach den Spuren einer deutschen Dichtung geforscht. Aber im ganzen ist doch herzlich wenig dabei herausgekommen, für die Behauptung, unter den Versen des St. Gallener Mönches schimmere noch deutlich die alte Vorlage durch, schwindet mehr und mehr der Boden. Anzeichen der Alliterationen, auf die man sorgsam gefahndet hat, sind wenig oder gar keine nachgewiesen, Anklänge an deutsche Redeweise, sogenannte Germanismen sind vorhanden, aber was beweisen sie für ein deutsches Gedicht? Sie stellen sich überall ein, wo ein Deutscher lateinische Verse macht, mögen sie frei entworfen oder übersetzt sein. Und ebenso steht es mit den Varianten des Ausdrucks, der Häufung gleichbedeutender Wörter und Redewendungen, die bekanntlich ein charakteristisches Kunstmittel altgermanischer Poesie sind. Wenn Walthar in Ekkehards Gedicht als *laudabilis* oder *fortissimus* oder *celeberrimus heros*, als *vir illustris* oder *praecipuus*, als *juvenis constans*, als *sapiens satelles*

und so fort bis ins unendliche bezeichnet wird, so beweist das im besten Falle nur, daß dem Dichter der Stil der altdeutschen Poesie nicht unbekannt war, im Grunde jedoch ist diese Abwechslung nichts andres als der Notbehelf des Anfängers, der immer nach Varianten sucht, weil es ihm nicht immer gelingen will, den durch die Situation geforderten oder nächstliegenden Ausdruck in den Vers zu bringen.

Und ebenso steht es mit dem oftmals angerufenen Zeugnis der Realien in Eckehards Dichtung. Allerdings beweisen der Troß und der Spott, den die Helden nach ihrer Verwundung üben, die Heiligkeit der Blutrache, die Erwähnung Wielands des Schmieds, das Angebot von Ringen und Spangen als Mittel, den Streit zu schlichten, und andres, daß die Dichtung ihre Wurzeln tief in das heidnische Altertum hinabsenkt, aber für ein stabreimendes Gedicht folgt nichts daraus. Und nun hat sich gar noch herausgestellt, daß man in dem Bestreben, heidnische Altertümer im Walthariliede zu suchen, viel zu weit gegangen ist. Wenn man z. B. bei der Äußerung Hadawarts, Walthar werde nicht entkommen, auch wenn er Fittiche anlege und sich in einen Vogel verwandle, an die altgermanischen Schwanenweiber hat denken wollen, so hat sich diese Meinung als das Truggebilde einer befangnen und gutgläubigen Textauslegung erwiesen. Ebenjowenig haben die Francinebulones mit den Nibelungen gemein, die Parcae sind nicht die Nornen, der Tartarus nicht das heidnische Nifflheim, und die mächtige Esche, von der es in einem Vergleiche einmal heißt, daß sie bis zu den Sternen emporrage, während ihre Wurzeln bis in die Unterwelt hinabreichen, ist nicht die aus der Edda bekannte Esche Yggdrasill. Auch der Ausdruck *cuneus*, der einmal von der Aufstellung der Kämpfer gebraucht wird, ist keineswegs auf den altgermanischen Schweinskopf — so nannte man die gewohnte keilförmige Schlachtordnung nach der Ähnlichkeit — zu beziehen. Vielmehr sind alle diese Ausdrücke lateinisch gedacht und stammen fast alle — und damit kommen wir zu einem der wesentlichsten Punkte unsrer Ausführungen — aus dem Virgil.

Die Abhängigkeit Eckehards von Virgil ist natürlich längst erkannt worden, man weiß, daß der junge Dichter von seinem römischen Vorbilde nicht nur einzelne Ausdrücke, sondern auch Phrasen und ganze Verse geborgt und diese Zutaten wie mehr oder minder glitzernde Steine in das Gefüge seiner Rede eingesetzt hat. In derselben Weise hat er auch Anleihen bei der *Vulgata* und bei dem Prudentius, einem Dichter des angehenden Mittelalters aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, der vorzugsweise religiöse Stoffe behandelt hat, gemacht. Ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen, wäre töricht; seine Vorgänger Alkuin, Theodulf, Ermoldus, Rigellius und andre arbeiten ähnlich wie Eckehard mit dem Phrasenschatze des Altertums. Ja bei Lichte besehen machen es alle Dichter so, und nicht nur die Dichter, sondern alle, die die Sprache zum Zwecke der Mitteilung handhaben. Wir alle zehren heute noch von der Hinterlassenschaft der frühern Geschlechter, wir brauchen die Ausdrücke, die Redewendungen, die geflügelten Worte, die vor Jahr und Tag geprägt worden sind — und der Unterschied ist nur der, daß Eckehard und seine Vorgänger das mit Absicht und

vollem Bewußtsein getan haben, was wir unwillkürlich und gleichsam mechanisch tun. Und zumal wer es unternimmt, sich in einem fremden Idiom, sei es in gebundner oder ungebundner Rede, auszudrücken, wird zunächst Ekkehard's Methode in größerem oder geringerem Umfang befolgen.

Aber nicht nur als *gradus ad Parnassum* hat Ekkehard den Virgil benutzt, er hat ihm auch Einfluß auf die Behandlung der Sachen eingeräumt. Wenn z. B. Walthar in dem Augenblick, wo er sich zum Auszuge rüstet, Panzer und Beinschienen anlegt, den Helm mit dem rötlichen Busch auf das Haupt setzt, Schild und Lanze zur Hand nimmt und sich mit dem zweischneidigen Schwert gürtet, so gleicht er durchaus einem der Virgilischen Helden und keineswegs einem Helden aus der Zeit der Völkerwanderung, wie denn überhaupt die Waffen der in unserm Gedicht auftretenden Helden meist unter dem Zeichen des römischen Musters stehn. Noch mehr: man kann nicht verkennen, daß Ekkehard wesentliche Motive der Handlung aus dem Virgil entlehnt hat, was namentlich bei den Einzelkämpfen am Wasgenstein hervortritt. Wer das Gedicht kennt, erinnert sich leicht, wie Walthar Hagen's Schwesterjohn Patafrid, als dieser zum ungleichen Kampfe heranstürmt, mit freundlichen Worten zuredet, er möge vom Kampfe ablassen und nicht in blindem Vertrauen auf seine Kraft sein Leben aufs Spiel setzen. In ähnlicher Weise mahnt Aeneas in dem Virgilischen Gedichte den Lausus, er möge nicht ein Wagnis unternehmen, das über seine Kräfte gehe und ihn in den Tod treiben werde. Und in die Patafridepisode ist auch eine längere lehrhafte, fast im Ton einer Predigt gehaltne Betrachtung über die Verderblichkeit der Habsucht eingeschoben, die man früher mit übel angebrachtem Spürsinn für eine Anspielung auf den Fluch des Nibelungengoldes gehalten hat, während sie in Wahrheit nicht anders ist als eine Variation zu dem allbekannten Virgilischen Thema: *Auri sacra fames, quid non mortalia cogis pectora?* u. s. f.

Andrerseits kann man Ekkehard's völlige Selbständigkeit mehrfach erkennen. Gleich am Anfang des Gedichts wird Hagen als Sprosse eines trojanischen Geschlechts bezeichnet, eine Anschauung, die erst unter dem Einfluß der lateinischen Bildung entstehen konnte, und ebensowenig beruht es auf alter Sage, wenn wir in unserm Gedicht die Franken in Worms am Rhein, die Burgunden in Frankreich finden. Bekanntlich saßen zu Attilas Zeit die Burgunden noch am Rhein, was im Nibelungenliede noch festgehalten wird. Die große Reiterschlacht, in der Walthar vor seiner Flucht Attilas Feinde bezwingt, ist ebensowenig sagenecht; sie ist augenscheinlich gedichtet worden unter dem Eindruck der Ungarneinfälle, von denen damals überall die Rede war. Auch bei dem Gastmahl und bei dem Trinkgelage, bei dem Walthar den Wirt macht, werden Bildung und Sitte des zehnten Jahrhunderts geliebt; mit Unrecht hat man auf die Schilderung eines Gastmahls an Attilas Hofe, die man bei dem Byzantiner Priscus findet, verwiesen. Wenn das richtig ist, was folgt daraus? Sicherlich doch, daß wer solche Szenen entwerfen konnte, auch imstande war, die andern Partien des Gedichts selbständig zu entwerfen und auszuführen. Und wer das zugibt, wird auch gegen die Annahme nichts einwenden können, daß wir in Ekkehard trotz seiner Jugend den eigentlichen Schöpfer und Dichter des Walthariliedes bewundern müssen. Hätte er ein

altdeutsches Gedicht oder eine Prosaerzählung (woran man ebenfalls ohne triftige Gründe gedacht hat) bei seiner Arbeit benutzt und ins Lateinische übertragen, was in aller Welt hätte ihn veranlassen sollen, Motive zu streichen und neue herbeizuziehen, bald nach diesem, bald nach jenem Modell — in der Gegenwart wie in der Vergangenheit — Umschau zu halten, kurz anstatt des echten ein verfälschtes Bild von der Zeit der Völkerwanderung zu geben? Natürlich, die Grundlinien waren ihm vorgezeichnet, aus der Luft kann er den Grundstock der Dichtung nicht gegriffen haben. Hat Ekkehard auch kein Gedicht gekannt, das die Walthersage behandelte, so ist ihm, sei es in St. Gallen oder schon auf dem heimatischen Gute, die Sage mutmaßlich durch die Erzählung eines Klosterbruders oder wandernder Spielleute bekannt geworden.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls haben wir jetzt Grund zu der Behauptung, daß Ekkehard den alten Stoff neu belebt, geordnet und unter Benutzung dichterischer Vorbilder frei gestaltet und die einzelnen Szenen selbständig ausgeführt hat. Das ist die Ansicht, die neuerdings wieder einer der ältesten und bewährtesten Forscher auf diesem Gebiete vertreten hat. Unterstützt wird diese Hypothese durch die erst neulich aufgestellte, nicht unbegründete Vermutung, auch die Namen der Kämpfer am Wasgenstein seien nicht fagenecht, sondern erst von Ekkehard erfunden worden. Dann trifft freilich der von W. Hertz herrührende Vergleich des Walthariliedes mit einem Germanen aus der Zeit der Völkerwanderung, der mit römischen Beutestücken behangen ist, nicht mehr zu: es gleicht eher einem Deutschen aus Ekkehard's Zeit, der römischen Panzer und Waffenschmuck angelegt hat, und während er öffentlich am Tage zum Christengott betet, des Nachts heimlich unter der Eiche Donars das Rosspfer schlachtet.

Und so erscheint denn auch die Frage nach dem Schauplatz der Kämpfe in neuer Beleuchtung. Diesen Platz hat Jakob Grimm auf dem Donnon gesucht, einer mehr als tausend Meter hohen Felsenkuppe, die in der Nähe der Eisenwerke von Framont nicht weit von dem Städtchen Schirmeck auf der Grenze vom Elsaß und von Lothringen an einem Seitental der Breusch liegt. Aber längst hat man erkannt, daß dies ein Irrtum ist. Dann hat man bekanntlich an den Felsen gedacht, der an der von Weißenburg nach Bitsch führenden Straße am Fuße des Maimont in der Nähe des Dorfes Obersteinbach liegt. Das ist der im Mittelalter von einer Burg gekrönte Wasichenstein oder Wasgenstein, auch Wassenstein, wo das Geschlecht der Wasichensteiner hauste, das sich später in zwei Linien spaltete und am Ende des Mittelalters ausstarb. Die Ortschaftlichkeit ist von A. Becker in Westermanns Monatsheften (1885) anschaulich geschildert worden. Aber auch Scheffel hat den Wasgenstein in ein paar schönen Versen kurz also gezeichnet:

Ein Pfad biegt von des Maimont Gipfeln
In ein elsässisch Waldtal ein,
Und braunrot starrt aus grünen Wipfeln
Der Doppelloch des Wasgenstein.
Wie ein vermoostes Waldgeheimnis
Ruht das geborstne Riesenhaus
In Schutt und schweigendem Verträumnis
Von dunkler Vorzeit Rätseln aus.

Vergleicht man aber diese Schilderungen mit den zerstreuten Angaben, die sich über den Schauplatz der Kämpfe im Waltharilied finden, so erkennt man leicht, daß die Ähnlichkeit nur gering ist. Die Stellen des Gedichts ergeben etwa folgendes Bild. Eine enge Schlucht wird gebildet von zwei nahe stehenden, aber sich treffenden Felsen, die sich auf einem Plateau erheben, das nur eng ist, aber doch soviel Raum gewährt, daß einige Pferde dort weiden, auch ein Reiter mit seinem Roß sich zum Kampfe tummeln kann. Kräuter und allerlei Gestrüpp sprießen reichlich aus dem Rasen hervor, auch ein paar Bäume haben dort Platz. Von der Felsplatte hat man eine weite Aussicht in das vorliegende Gelände, aber nur ein einziger, schmaler Pfad führt auf die Höhe, der jedoch von einem Rosse beschritten werden kann. Aber der elsässische Wasgenstein sieht doch wesentlich anders aus; hier wird die Schlucht nicht von überhängenden Felsen gebildet wie im Gedicht, sondern es ist ein Felsenspalt, der in die Tiefe geht, der vorliegende Raum, auf dem die Kämpfe hätten stattfinden müssen, ist viel zu eng, die Aussicht versperrt, und für einen Angriff zu Roß der Aufstieg viel zu steil und unwegsam. Trotz dieser Verschiedenheiten hat man sich zu der Meinung verleiten lassen, daß Ekkehard mit seiner Schilderung die bezeichnete Örtlichkeit im Sinne gehabt habe, ja man hat wohl gar geglaubt, er habe die Stelle selbst aufgesucht und in Augenschein genommen. Oder wenn dies auch nicht der Fall sei, so habe er doch (diese Ansicht hat Scheffel vertreten) Mitteilungen erhalten aus dem Kloster Weißenburg, das mit den beiden Klöstern am Bodensee durch innige Bande der caritas und fraternitas verknüpft war. Näher der Wahrheit wird man jedoch kommen, wenn man annimmt, daß in der Sage, die Ekkehard kannte, eine Felschlucht im Wasgenwald erwähnt war, wo sich die Fliehenden bargen, in deren Nähe die Kämpfe sich abspielten, daß aber die Einzelheiten der Örtlichkeit von Ekkehard nach Eindrücken, die seine Heimat ihm bieten konnte, erfunden und ausgemalt sind.*)

Es ist natürlich, daß die hier vorgetragenen Ansichten nicht allgemeinen Beifall gefunden haben. Gleichwohl sind die Gegensätze, die die neue Lehre von der alten trennt, keineswegs unüberbrückbar, ja in wesentlichen Punkten — namentlich in der Stellung Ekkehards zum Virgil — ist volle Einhelligkeit vorhanden. In der Walthariusfrage ist eine Lösung möglich und erreichbar, und es steht nicht so schlimm wie mit dem berühmten Streit um die Nibelungenhandschriften, von dessen Unversöhnlichkeit seinerzeit Hans Hoffmann in der Novelle „Die Handschrift A und C“ ein tragikomisches Bild entworfen hat.

Weimar

f. Kunze

*) Wer sich über alle diese Dinge genauer zu unterrichten wünscht, sei hiernit verwiesen auf Althof: Das Waltharilied. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, 1902.

